

plage ihm, um so langamer wurde sein Lauf, und die letzte ihn von diesem trennende Erde legte der trostlose Recke mehr taumelnd als laufend zurück. Der zuletzt empfangene Stich machte wohl den Kreuzwund verleiht, die starke Anstrengung des Flüchtlingswunders eine Zählung seiner Hinterläufe verursacht haben. Die in ihm hochende Wut ließ ihn die Rinde des Baumes, an dessen Füsse sein Schlupfwinkel lag, mit seinen Gewehren bearbeiten. Die machtvollen Schläge seiner scharfen Waffen ließen Rinde und Bast des Unkrautbüschels in großen Fetzen umherwirbeln. Der starke Verlust des roten Lebensfades, der ihm einen Teil seiner trostlichen Kraft geraubt hatte, verbot in Verbindung mit dem sich nun einstellenden Schwächegefühl die todbenenden Neugierungen seines Unmutes, und langsam sackte der Körper des Recken in sich zusammen. Nur die tüchtigen funkelnden Ächer, die rastlos die ihn umgebende Dämmerung durchspähten, legten noch Zeugnis ab von dem in ihm pulsierenden Lebenswillen, der sich noch immer trotz der ihn überkommenden Ohnmacht entgegenstemmte.

Da jedoch sich lautlos wie ein Schatten in den schmalen Zugang seines Schlupfwinkels die schlanke Gestalt eines Wildbundes, der, angelockt vom Blutgeruch, die Spur des Reckers fräht, verfolgte hatte. Er war der Führer des Rudels, dessen Angehörige sich nun geräuschlos durch das dichte Pflanzengebüsch des Dschungels wandten. Ueberall funkelten die Ächer der der Hoffnung auf baldigen Fraß geleitet, den Ring um die ihr verfallene Beute schloß. Der frische Blutgeruch, der aus dem Mund des Reckers emporstieg, steigerte die Gier der flüchtigen Jäger, die langsam die Grenzen der Vorsicht, die ihnen das wilde Ungestüm ihres Opfers aufzwang, überlieferte.

Die von den Beizen entlochnen Gänge zitterten unter der Peitsche des Hungers und langsam und stetig zog sich der Ring der Wildbunde enger um den Zufluchtsort des Reckers zusammen. Der schmale Zugang zu demselben war jetzt vollständig von den Körpern der Andringenden ausgefüllt, und der Wunde, der tüchtig blinzeln das Nahrungsmittel seiner neuen Bedränger beobachtet hatte, ging plötzlich trotz seines körperlichen Zusammenbruchs zum Angriff über. Aber die ihn hundernde Last des nachgeschleiften Hinterleibes nahm seinem Vorhaben die notwendige Wucht, und wie auf ein Signal warf sich die Masse auf den kampfesfrohen Schwarzkittel.

Damit war sein Schicksal besiegelt, aber er erlag der Menge der ihn fast erstickenden Gegenwehr. Erst nach beständigem Gegenwehr, Seufzen, mit heraufstiegenderem Geschrei, krochen vier seiner Angreifer aus dem Haufen ihrer Artgenossen heraus, und ein starkes halbes Dutzend der gierigen Wälder erlitt durch die blitzschnellen Schläge der scharfen Gewehre schwere, ihr Dasein bedrohende Verletzungen. Aber die Menge seiner Bedränger war zu groß, und unter ihren wütenden Bissen brach seine Widerstandskraft zusammen.

Mit einem dumpfen Stöhnen erlosch das Leben des Recken im grauschwarzen Vorkleid, über dessen regungslosen Körper sich nun die Masse seiner fleischlüsternen Ueberwinder zum blutigen Mahle warf.

Der Hut als Zeichen der Zivilisation

Als Konstantinopel von den Alliierten geräumt wurde und die siegreichen kemalistischen Truppen in die Stadt am Bosphorus und Goldenen Horn einzogen, ließ alles, was bisher einen Hut getragen, diese Kopfbedeckung zu Hause, um sie gegen einen Fetz oder „Kalpak“ einzutauschen, um von den Muselmanen nicht unterdrückt werden zu können. Ghaffi Mustafa Kemal Pascha, der Präsident der türkischen Republik, will jetzt aber sein Volk auf das Niveau der „zivilisierten“ Völker heben und hält es für unbedingt erforderlich, die einheimische orientalische Kleidung abzulegen, moderne Anzüge zu tragen und vor allen Dingen den Fetz der Vergangenheit nachzuwerfen und moderne Hüte aufzusetzen.

Auf seiner augenblicklichen Provinzreise erklärte er vor einigen Tagen in einer Rede über die Wohlthaten der Zivilisation, der Fetz sei griechischer Abstammung; es sei weit besser, einen Hut zu tragen, wie zum Beispiel den Panama, der sein eigenes Haupt zierle. Seit der „Hutrede“ in Ineboli hat sich der Türkei eine neue Erregung bemächtigt, die fast das Geschrei um „Hutputz“ zu dämpfen droht. Jeder eilet, rennet zum modernen Hutmacher. Die Preise der Hute sind schon auffindbar. „A la franca“ und unerschwinglich, nur für gut ausgedachte Vö-

gel zugänglichen. Der Bürgermeister von Konstantinopel hat sich genötigt gesehen, den Hutegeheimnissen eine öffentliche Warnung zu erteilen, damit sie von den Preistreibern abgelassen. Sämtliche Minister, höhere Beamten, muslimanischen Glaubens tragen Panamas, graue Fetze und Strohhüte. Bald werden wohl auch die Nicht-Muselmanen den Fetz tragen. Und so verschwindet eine orientalische Gewohnheit nach der andern der guten „Zivilisation“ zuliebe.

Am Ausguck

600 000 faule Eier.

Etwas ist faul im Staate der Himmelskugel. Revolution, Streik, Fremdenverdrängung und 600 000 ungeladene Eier! Im Hafen von Hankow fuhr für eine Exportfirma ein Schiff ein, das Eier geladen hatte. Es war aber gerade zurzeit der ersten Tage des großen nationalen Streiks. Da die Empfängerfirma britischer Staatsangehörigkeit war, weigerten sich die patriotischen Kulis, den Eierdampfer zu löschen. Alle Bemühungen der Firma waren erfolglos. Niemand kümmerte sich um das verpönte Schiff. Nur die Sonne meinte es gut. Mit heißer Liebe nahm sie sich des Dampfers und seiner Ladung an. Doch dieses liebevolle Verhältnis blieb nicht ohne Folgen. Nach kurzer Zeit schon sagten die Einwohner von Hankow: „Es stinkt.“ Damit hatten sie recht. Eine Wolke von Wohlgeruch überlagerte sich über die Stadt und die Dämme und Mauern der Stadt und verbreitete sich über Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit. Die Einwohner beschwerten sich und forderten Beseitigung dieses Unwohlstandes. Man wollte das Schiff zu einem anderen Ankerplatz bringen, aber die neue Nachbarschaft weigerte sich entschieden, diesen Ungeheuer in ihre Schiffsreihe aufzunehmen. Da rief man die Wissenschaft zu Hilfe, sie sollte einen Gas-Krieg gegen die Massen in Szene setzen. Doch so weit ist man noch nicht in China, die Wissenschaftler versagten. Nachdrücklich forderte man nun die Empfängerfirma auf, ihre faulen Eier aus dem Schiff zu nehmen und irgendwo in den Orkus zu versenken. Doch diese hatte es jetzt ebensoviele eilig wie ehemals die Kulis. Sie meinte, die Ladung könne ruhig da bleiben, wo sie sich befand, sie wäre dort sehr gut aufgehoben. Mittlerweile wurden die Dampfer, die über Hankow zogen, immer dichter, atemraubender. Die Einwohner verfluchten die Kulis, die Nationalisten verfluchten die Engländer. Die einen meinten, es sei die Ungerechtigkeit in China, welche zum Himmel stänke, während die anderen sagten, es sei die Faulheit. Vielleicht haben beide Parteien Recht. Schlimm aber ist es auf jeden Fall; man stelle sich vor: 600 000 faule Eier.

Ein Eisenmeteorit gefunden.

Bei Caon (Arizona, Vereinigte Staaten) wurde in einer Tiefe von 300 Metern ein Meteorit von gewaltigen Ausmaßen entdeckt, dessen Gewicht auf ungefähr eine Million Tonnen geschätzt wird. Der Meteorit besteht aus grobem Teil aus Eisen; man hat verschiedene Proben genommen und in dem Erz auch Platin und Diamant gefunden. Verschiedene Stoffe werden jedoch in diesem Meteoriten ebenfalls in größerem Maße vorhanden sein wie in den bisher bereits bekannten. Gleichwohl hat sich bereits eine Gesellschaft gebildet, um den Eisenmeteorit des Steinens auszubeten.

Der zartbesaitete Carpentier.

Cornac, der Besitzer der Spielhölle zu Deauville, sicherte sich als jugendliche Nummer die Mitwirkung eines indischen Fakirs namens Tahat Beg, der vor den „erholungsbedürftigen“ Besuchern des bekannten Seebades seine Kräfte zeigte. Er ließ sich u. a. auch auf dem Rücken und durchbohrte sich damit beide Wangen, und obwohl kein Tropfen Blut floß, verließen vier Personen mit bleichen Gesichtern den Saal; als erster der Weltmeister Carpentier, der erklärte: „Ich kann kein Blut sehen. Wenn sich bloß zwei Männer auf der Straße schlagen, mache ich, daß ich fortkomme. Vorkämpfen mochte ich so selten wie möglich bei.“ Ich bin so zartbesaitet.

Kalifornien und die Wüste der Pandora.

Kalifornien, der Obstgarten Amerikas, verbarrikadiert sich gegen die Einführung von Obst und Obstplanzen aus den östlichen Staaten Amerikas, um seine eigenen, wundervollen Anlagen von der Insektenpest zu schützen, die in den meisten anderen Staaten stark verbreitet ist. Diese Plage ist sehr schwer auszurotten, und ihre Entstehung hat eine seltsame, mythische Geschichte: Im Jahre 1910 unternahm es die erste Dame Japans, der ersten Dame Amerikas ein Freundschaftsgeschenk zu machen, und zwar sandte die Kaiserin Dowager von Japan der Präsidentengattin Mrs. William Howard Taft mehrere wunderbare blühende Kirschbäume, wunderbar schöne Stämme aus den Kirschgärten Aiens. Die Bäume wurden in Washington eingepflanzt. Als man bald darauf in den umliegenden Gärten und Anlagen Insektenpest an Obstbäumen entdeckte, der sich schnell weiterverbreitete, stellte man als Quelle dieses Uebels die geschenkten japanischen Kirschbäume fest. Mit den Jahren hat sich diese Obstbaumpest über die ganzen Oststaaten Amerikas verbreitet und richtet jetzt einen sehr bedeutenden Schaden an. Um ein Uebergreifen auch nach der Westküste zu verhindern, haben nun die Behörden von Kalifornien Schutzmaßnahmen eingeführt und hoffen bei sehr strenger Handhabung vor den schlimmen Gefahren aus der Pandorawüste bewahrt zu werden.

Der zerstreute Professor, welcher ein Jahr zu früh ankam.

Die rührende und zugleich belustigende Reihe der Vertreter des edlen Topps eines zerstreuten Herrn Professors wurde durch die Figur eines australischen Hochschullehrers in wertvoller Weise vermehrt. Dieser alte Herr stellt wirklich eine Rarität dar, und man brauchte sich wirklich nicht zu wundern, wenn es bekannt würde, daß er schon als kleines Baby so zerstreut gewesen wäre und ein Jahr zu früh auf die Welt gekommen sei, denn das Glanzstückchen das er kürzlich leistete, gibt zu den höchsten Erwartungen Berechtigung. — Die britischen Behörden hatten beschloffen, zum Juli 1926 einen großen Empire-Universitäts-Kongress einzuberufen und verbanden zu diesem Zweck Einladungen nach allen Himmelsrichtungen. Auch unser Feld, der an der Universität zu Sidney Weisheit und Wissen in die Ränge seiner Hörer pflanzte, bekam eine derartige Einladung. Er nahm an und versprach sein Erscheinen zur rechten Zeit. Doch, wer beschreibt das Erstaunen der Beamten im britischen Universitäts-Kongress-Büro, als während eines heiligen Julitages die Tür aufging und müde und befreundet, seinen Reisekoffer in der Hand, ein freundlicher alter Herr eintrat, der sich als australischer Delegierter zum Empire-Universitäts-Kongress vorstellte und um nähere Angaben bat, wohin er sich zu wenden habe. Der zerstreute Professor war ein ganzes Jahr zu früh gekommen. Er hatte die weite Reise von Australien nach London umsonst gemacht. Während seiner Reise, die er demnächst antreten wird, da man ihn vor einem Jahre nicht in London gebrauchen kann, darf er wohl genügend Zeit finden, um es sich fest einzuprägen, was der Knoten in seinem Taschentuche zu bedeuten hat, damit er im Juli 1926 richtig und ordnungsgemäß in London erscheint.

Büchertisch

Zum 34. Deutschen Wandertag in Schneeberg.

Ist das Septemberheft der bekannten schönen Zeitschrift „Deutsches Land“ als Ergänzungsheft erschienen. Der Umschlag zeigt in Mehrfarbendruck die stolze Augustsburg. Pfarrer Löcher-Jönck, der verdienstvolle Vorsitzende des Ergänzungsvereins schreibt das Geleitwort. R. A. Kindeisen, der bekannte heimatische Dichter, plaudert über Erinnerungen an seine Kinderzeit in Schneeberg. Aus dem weiteren Inhalte sei zunächst der Artikel „Du und das sächsische Erzgebirge“ von Dr. Fr. Schreiber erwähnt, der die Schönheit des sächsischen Erzgebirges zeigt und mit beredten Worten dafür wirbt. Es folgen dann außer den Beiträgen über dieses Gebirge auch Artikel und Blaues über andere Gebiete des deutschen Landes. Studiendirektor Kiffinger schildert eine Wanderung im Reichardt, Fritz Meier erzählt von der „Weißfahnenberge“ und Dr. Wees zeigt in Wort und Bild Barockbauten im Frankenland. Sämtliche Aufsätze sind mit guten klaren Aufnahmen illustriert. Daneben enthält dieses Heft eine Anzahl unterhaltender Skizzen und Romane, die es zu einer wirklich vornehmen Schrift für Haus und Reise machen. Der verkehrswirtschaftliche Teil hält den Leser auf dem Laufenden über allerlei Verkehrsangelegenheiten. Der Preis eines Heftes beträgt 1 Mk., Jahresbezug (12 Hefte) 10 Mark. Man bestell die Zeitschrift durch jede Buchhandlung, die Post oder direkt von der Verlagsanstalt, Leipzig, Dresdnerstr. 11/13.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altana.

Druck und Verlag: B. A. S. A. N. A. N. A.

Freude machen. Und wenn sie weiter fahren, haben sie keine Erinnerung an die Stadt, die sie hinter sich lassen. Aber es gibt eine Stadt, die wir, die ihre Glocken täglich hören, besser kennen, nicht weil wir Freude und Lust in ihr erleben, sondern weil wir durch Leid mit ihr verbunden sind. Das ist die Stadt, in der Tausende frierend durch die Straßen gehen, mit leeren Taschen und leerem Magen, und die dennoch bereit sind, dem Nächsten zu helfen. Das ist die Stadt, in der die Hoffnung täglich ärmer wird und die Not an den Seelen frisst, und in der doch die Menschen die Kraft haben, zu lachen und mit einem Scherzwort über Schmerz hinwegzukommen. Das ist die Stadt, deren Tage Geduld und Ausharren, Ruhe und Schwingen verlangen und deren Menschen doch schweigend das größte Werk schaffen oder am Feierabend die Sorgen verschließen und der Freude ein paar Takte Tor öffnen. Sagt ihr nie, wie dicht die Freude steht neben dem Weinen eines hungerigen Kindes? Wie nahe das Leid steht neben der Freude eines tanzenden Mädchens?

Deutsches Vaterland

Wie mir deine Freuden winken Nach der Knechtschaft, nach dem Streik! Vaterland, ich muß versinken Hier in deiner Herrlichkeit. Wo die hohen Eichen faulen, Himmelan das Haupt gemandt, Wo die starken Ströme brausen, Alles das ist deutsches Land.

Von dem Rheinsfall hergegangenen Komm' ich von der Donau Quell! Und in mir sind aufgegangen Liebessterne mild und hell; Niedersteigen will ich, strahlen Soll von mir der Freundschein In des Neckars frohen Tälern Und am silberblauen Main.

Weiter, weiter mußt du bringen, Du mein deutscher Freiheitsgruß, Sollst du meiner Hütte klingen An dem fernen Memelfluß. Wo noch deutsche Worte gelten, Wo die Herzen stark und weich, Zu dem Freiheitskampf sich stellen, Ist auch heil'ges deutsches Reich.

Kurt Hiescher.

Heimat

Schleht mir nicht meine Großstadt. Wenn die Dichter von der Heimat singen, denken sie wohl immer an ein stilles Tal, von Hügel und Wäldern umfaßt, an das Warme eines klaren Baches und ein rotes Ziegeldach mit einem Laubenschlag. Und sie wissen nichts von den tausend Dingen, die die Seele im Steinboden der Stadt verankern, mit denen wir leben und die wir an keiner Stelle der Welt wiederfinden.

Damals, als ich jahrelang wie ein Tier in zerstörtem Erdbreich lebte, und auch später, wenn mich die Bahn durch fremde Gegenden führte, fühlte ich, was Heimat ist: Zu Hause! Sagt ihr noch nicht das Glück in den Familien der Arbeiter und kleinen Beamten, wenn der Vater sich abends an den Tisch zu den Seinen setzt und die Mutter aus einem Buche liest? Wißt ihr nicht, daß es in der Großstadt noch Höfe gibt mit Häusern aus der ältesten Zeit, mit Ställen und Schuppen, vor denen die Kinder spielen — Kinder, die nichts Schöneres kennen als diesen Hof ohne Sonne, wenn sich ein Drehorgelspieler dahin verirrt? Fühlt ihr nie die Freude des Schaffenden, der immer neue Kraft aus dem Anblick der vielen Dinge gewinnt, die das Leben des Menschen höher treiben? Und anderes gibt es, das zu unserem Zuhause gehört. Da ist das Klingeln der Bahn, das uns aus dem Schlafe zur Arbeit weckt, der Park, in dem wir immer dieselben lieben Gestalten sehen, der Briefträger, der sich immer erst verschauen muß, wenn er die drei Treppen emporsteigen ist. Da ist die Zeitungsfrau an der Ecke, die die Wünsche ihrer Kunden schon an ihrem Neukerzen erkennt, und der Politzist, der immer froh ist, wenn jemand ihn etwas fragt, damit er sprechen kann.

An das alles und vieles mehr denken wir, wenn wir von der Heimat sprechen. Gewiß gibt es Menschen, die kennen hier oder fünf Straßen und doppelt so viele Gastwirtschaften, ein paar Stellen, an denen man sein Geld ausgibt, und noch etliche Dinge, die ihnen



Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 34 Donnerstag, 24. September 1925

Bauernleben

Ein echter Bauer muß sein wie ein Feldstein, der auf dem Acker liegt und von Jahr zu Jahr tiefer in den Boden sinkt. Wind und Wetter geht über ihn hin. Sonne umspielt ihn. Vögel juchelt auf seiner Härte. Verden werfen siebels ihre Vögel über ihn. Feldbienen winden einen Kranz um ihn. Roggenblüten duft umweht ihn. Seine Vögel webt der Wind aus dem Raufen der Wehren. In seine Träume schüttet Gott das Glitzern der Sterne. Und er verweilt mit dem Acker, wird eins mit ihm.

Im Morgenhauch des Bauerntages hängen Tautropfen. Sinkende Sonne wirkt dem Bauerntag den goldenen Mantelkragen. In den kalten wohnt der herbe Duft von frischgegrüneten Ackerfurchen, silbernes Pflugscharen, Senfendengeln, Erntewagenpoltern, Flegelklang, Feierabendläuten.

Bauernleben hat harte Hände. Bauernleben läßt sich nicht messen nach Tagen und Stunden. Bauernleben ist Regen und Sonne, liegt zwischen Saattuch und Senf, ist gefüllt mit Arbeit und Hoffen und Kehl-schlagen und wieder mit Arbeit. Bauernleben steht mit den Füßen fest auf der Erde, greift mit den Händen nach dem Himmel.

Aus der Welt des Islam

Von Max Geisler.

Die höchste Würde des Islam, die des Kalifen, ist zu vergeben. Sie stellt die geistige Macht über die muslimanische Welt dar. Der Sultan Abdul Mesjid, der sie innehatte, wurde abgesetzt im März 1924 durch einen kühnen Erlass der Regierung von Angora (Kemal Pascha). Darob knirschten alle Muselmanen den Ufern des Ganges bis zum Atlantischen Ozean mit den Zähnen. Kemal Pascha verfolgte seine Politik: europäische Einflüsse zu verhindern — auch auf dem Gebiete der Religion. Nun tritt Ägypten plötzlich auf den Plan mit dem Gedanken eines panislamischen

Kongresses. Das ist ein Sturmzeichen! Das ist die unerbittliche Anklage des Kampfes um die Unabhängigkeit, der Kampf gegen jede ausländische Oberherrschaft! Auf diesem Kongress, im Januar 1926, soll auch die Wahl des neuen Kalifen stattfinden. Wenige Monate sind es noch bis dahin. Es wird in der Welt des Islam fieberhaft dafür gearbeitet. Eine Reihe von Anwärtern auf das Kalifat wird genannt. Darüber weiß der afrikanische Berichterstatter eines italienischen Blattes fesselnde Einzelheiten. Zuerst schied Sidi Hussein in Betracht zu kommen. Er war ein Verwandter der Engländer. Deshalb rüsteten die Franzosen eilig Abd el Aziz Ibn Seud, den jetzigen König von Arabien, zu einem Waffengange gegen ihn aus. Eine asiatische Episode der englisch-französischen Rivalität, welche sich jetzt in Marokko wiederholt! Sidi Hussein wurde besiegt und war gezwungen, zu fliehen. Ein anderer Kandidat ist der scharfe Feind Italiens, der Groß-Sennu Sidi Ahmed Sceriff. Er hat von Arabien her noch etliche Hühnerchen mit Italien zu rupfen. Heute lebt er in einer üppigen Villa in Kairo, das auf den Ruinen von Theben erbaut ist. Man sagt, er habe Beziehungen zu europäischen Kanzleien. Er hat einen Ruhm als Feind des Christentums. Aber seine Volkstümlichkeit ist nicht gar groß.

Der neueste und vielleicht aussichtsreichste Anwärter auf das Kalifat ist — Abd el Krim. Er ist heute der Degen des Islams. Er gilt dem muslimanischen Nationalismus als der Realisator seiner Unabhängigkeit von den Christen. Und er gilt morgen vielleicht als der Realisator muslimanischer Weltbeherrschung über die Christen. So galoppieren die Phantasien in diesen Ländern der Kata morgana! Aber natürlich: die Aussichten Abd el Krim für das Kalifat wachsen oder vermindern sich mit seinen Erfolgen im Rifkrieg. Gelingt es ihm, die Unabhängigkeit des Rif zu erlangen, so ist sein Traum vom „Degen des Islam“ erfüllt. Und der Januarkongress wird ihn zum Kalifen ausrufen.

Eindrücke in Algier

Von Hans Bethge.

Nähert man sich Algier mit dem Schiffe, so glaubt man zunächst, eine größere Hafenstadt Italiens oder Spaniens vor sich zu haben. Nur die verstreuten Minarette und Moscheekuppeln erinnern daran, daß man im Begriff ist, auf afrikanischem Boden zu landen. Man erblickt eine an einem halbmondförmigen Golf wunderbar gelegene Stadt, deren hohe Wohngebäude südeuropäischen Stils sich terrassenförmig eine stattliche Höhe hinaufziehen, gekrönt von einem zerfallenen Kastell, der alten Kasba oder Zitadelle. Es ist der historische Bau, in dem sich im Jahre 1830 jener unbedachte Vorgang abspielte, der dem damaligen De von Algier den Thron kostete. Der Hussein erlaubte sich nämlich in törichter Erregung, den französischen Konsul durch einen Schlag mit dem Fächer in das Gesicht zu stoßen. Er hatte dessen unüberlegten Schlag bitter zu bereuen. Denn die Franzosen landeten kurz darauf ihre Truppen auf algerischem Boden, besetzten das Land und ruhten es, trotz des hartnäckigen Widerstandes der Eingeborenen im Innern, schließlich dauernd zu erobern. Die eigentliche Besitzergreifung datiert freilich erst seit dem Jahre 1837, wo Constantine eingenommen wurde. Noch zur Zeit des deutsch-französischen Krieges brachen Robbenaustrände im Lande aus, die mit den Waffen unterdrückt werden konnten. Seitdem ist alles still.

Die Stadt Algier, die, auf den Höhen ringsum von vielen schimmernden Willen und reizenden Gärten bekrönt, sich so malerisch in der felsigen Bucht ausbreitet, zerfällt in zwei sehr

verschiedene Teile: die Europäerstadt, die man vom Hafen aus zuerst betritt, und das alte Araberviertel, das sich in engen, vielgewundenen Gassen zu den grauen Mauern der Kasba hinaufzieht. Die Europäerstadt besitzt einen unter Napoleon III. errichteten imposanten Boulevard, der schon vom Meer her auffällt und sich auf einer künstlichen Terrasse oberhalb des Hafens entlangzieht, mit wechselnden Blicken auf den blauen Golf und seine Gestade. Dieser stolze Boulevard der la Republique zeigt europäisches und arabisches Leben in buntem Gemisch. Ruhige braune, auffallend dünnbeinige Gestalten in Burnus und Turban wandeln neben Gleichgesichtern dahin, die in die neuesten modischen Gewänder nach Pariser Muster gekleidet sind. Man sieht die malerischen Gestalten der Turkos und Quaven und Soldaten der Eingeborenen-Reiterei, denen wallende blutrote Togas stattlich von den Schultern niederfallen. Die Geschäfte an diesem großen Boulevard sind alle in Händen von Franzosen. Auch die tiefer in der Stadt gelegene Hauptgeschäftstraße, die verkehrreiche Rue Bab-el-Sueb, trägt noch vorwiegend europäisches Gepräge. Nicht weit hinter ihr aber fängt reines arabisches Leben an.

Verzwickte Gassen, reich an Stufen, lehnen sich an den Berg; schmutzige, nach der Straße zu völlig geöffnete Läden bieten ihre erstaunlich primitiven Dinge dar; wandelnde Händler schreien ihre Waren aus, und es wimmelt von unzähligen Kindern, die das reizendste Moment umgeben in dieser hundertbunten arabischen Welt.

Ein paar farbige Felsen am braunen Leib, umspielt von der Sonne und geleitet von Bewegungen, welche die allerlieblichsten Linien in sich schließen — welche eine Fülle entzückender Bilder ist mit der Erscheinung dieser Kinder verknüpft! Man blickt in den kleinen Saal einer Schule und sieht, wie die Knaben in buntem Gewimmel auf Matten beieinander hocken; alle haben eine schmutzige Tafel mit Koransprüchen vor sich auf den Knien, und alle neigen den Oberkörper automatenhaft und unablässig hin und her, daß einem schwindlig wird beim Zusehen. Sie wollen mit dieser ewigen Bewegung zeigen, daß der Schlaf sie noch immer nicht umfassen hat, und auch das einmütige Gemurmel, das von ihren Lippen dringt, soll dem Lehrer bedeuten, daß seine Schüler fleißig bei der Arbeit sind. Der arme Lehrer! Welch ein Los, dieses furchtbare Geknurre und Gemische einen Tag über dicht um sich her zu ertragen. Wie ein Pagode hockt er da, einen langen Stock in der Hand, mit unendlichen trauriger Miene, kumpf und teilnahmslos, ein Bild der äußersten Melancholie.

Dann tritt man in ein Haus, dessen Inschrift über der Tür besagt, daß sich hier ein mauritisches Bad befindet. Ein paar dampferfüllte Kammern mit üblem Geruch, darin die braunen schlanken Gestalten schwärzender Araber. Dann ein größerer, mit bunten Majolikahäkeln besetzter Raum, in dem man nach dem Bade der Ruhe pflegt. In mollene Tücher gewickelt, liegen die Männer schweigend an den Wänden entlang, träumend, ermattet, ohne sich zu rühren. Einige werden massiert, auf eine sehr primitive, aber sicher wirkungsvolle Art. Je zwei junge, unbekleidete Männer treten mit langsamen, vorsichtigen Schritten auf dem eingewinkelten Körper des Gebadeten herum, erst auf der Brust, dann auf der Rückenfläche, und kneten ihn so aufs nachdrücklichste. Man hat den Eindruck, daß eine solche Massage eine ziemlich gewalttätige sein muß.

Die Gassen des Araberviertels in Algier sind so eng, daß in vielen eine ewige Dämmerung herrscht. Die ziemlich hoch gebauten Häuser zeigen nach der Gasse zu vortretende Stockwerke, unter denen sich eine Absteigung durch Rundhölder zeigt. Nicht selten treten die gegenüberliegenden Stockwerke bis auf Handbreite aneinander heran. Man schreitet unter völligen Ueberbauungen hin, durch Rundtore, über kleine Plätze, an plätschernden Brunnen vorbei, dann wieder steile Stufen hinauf und so entstehen fortwährend Durchblicke und architektonische Perspektiven von höchstem malerischen Reiz. Ich durchstreifte das am übelsten verfallene Viertel der Araberkaserne, und dieser ganz phantastische Eindruck ist unergänzlich. In buntfarbige Kostüme gekleidet und funkelnde Ketten um den Hals, liegt das Vaster breitarmig über den Gittern der Balkone und die Sonne scheint so grell in die geschnittenen Gesichter üppiger Jüdinnen: hinein und erglänzt so selbstsam auf den braunen Armen verkommener kahnlischer Mädchen, daß einen die Schauer unheimlichen Daseins selbst am übelsten. Wälder aus den Abgründen des Lebens, getaucht in ein Rolorit von unheimlicher Art, sind hier in wechselvoller Fülle beieinander. Mehrfach mußte ich an Goya denken, auch an Daumier. Wenn ich Maler wäre, würde ich hier meine

Staffelei aufstellen und würde die bunten Mädchen so malen sehen, wie sie dösend, von der Sonne umflutet, aus den Fenstern lehnen, oder wie sie ißgareiten rauchend und Domino spielend in den dämmerigen Höfen ihrer Häuser beieinander hocken, eingehüllt in die unaussprechlich farbigen Seidentoile ihrer losen Gewänder.

Vor den Toren der Stadt liegt der Jardin d'Essai, ein ausgebehnter öffentlicher Park, der einen schönen Begriff von der Leppigkeit der algierischen Pflanzenwelt gibt. Der Park ist auf einem früheren Morast angelegt, wodurch seine Flora besonders prächtig gedeiht. Man wandelt durch Alleen von riesigen Yucca-Bäumen, deren dickfleischige Blätter mit scharfen Spigen drohen; man wandelt durch Palmen- und Bambus-Alleen, hier leuchten die roten Kerzenblüten der Aloe arboreas und dort die in Mengen beisammenstehenden dicken blauen Früchte der Fächerpalme. Der Pfefferbaum, den man überall im Süden so häufig findet, steht mit erbsengroßen roten Früchten da, und pflückt man sich eines seiner feingefiederten Blätter, so spürt man einen scharfen Geruch, ähnlich dem Salbei. An den Orangenbäumen sieht man Blüten und Früchte zugleich, und die Blüten haben etwas ganz Betäubendes mit der Süßigkeit ihres Duftes. Gelblühende Mimosen und Kameliendörner, überfät mit roten Blüten, ragen auf, und unten am Ufer des Meeres breitet sich ein Hain von Dattelpalmen aus, in dem man trefflich ruht, den Blick hinausgerichtet über die blaue See. Ganz wundervoll aber ist die Bougainville. Das ist ein Schlingengewächs, das man überall in den Gärten von Algier findet, das die weissen Villen üppig umrankt, und das sich im Jardin d'Essai an Yucca-Bäumen und Palmen emporenwindet, ganz überfät von flammenden, karmoisinroten Blütenbüscheln. Die hohen Wälder der Bougainville, von der Sonne bestrahlt und umgeben von dem dunklen Grün ihres Laubes, sind unzertrennlich von der Vorstellung des algierischen Frühlings.

Ich machte einen Ausflug in die Umgebung. Sinauf nach Mustapha Supérieure, wo die Villen der Bornehen stehen und die großen Hotels für die Fremden, die von dem günstigen Winterklima dieser geschützten Küste profitieren. Der Blick von Mustapha über die Stadt und das Meer und die schneegekrönten Berge der Kablen ist zauberhaft. Und überall hier oben blüht leuchtend die Bougainville, in allen Gärten der Mauren und Europäer. Und Eukalyptusbäume stehen man ragen, diese heroischen Bäume mit den ernsten, ungeheuren Silhouetten, die etwas Trauriges in ihrem großen Rhythmus haben. Ich sah in der Nähe von Mustapha, wie ein Chauffeur d'Afrique (rote Hose und mattblaue Jacke) auf weissem, langschweifigen Bengel hinstürzte durch einen sonnenerfüllten Eukalyptuswald. Es war ein Bild von ergreifendem Rhythmus, von einer Bewegtheit wunderbarer Art und einer farbigen Schönheit des Südens, die dem Gedächtnis nicht verloren geht.

Altberliner Brandstifter

Die ruchlosen Brandstiftungen, die die Bewohner der Reichshauptstadt seit Tagen demütigen, lenken die Aufmerksamkeit auf ähnliche Verbrechen, die in der Geschichte Berlins ebenfalls ein bedeutendes Aufsehen erregt haben. In den Jahren 1741 und 1770 wurde zweimal, und zwar beide Male gegen eine Frau, wegen Brandstiftung auf Feuerstrafe erkannt, im Gnadenwege indessen in beiden Fällen Hinrichtung mittels des Schwertes angeordnet. Noch zwei Jahre vor dem Tode Friedrichs des Großen wurde der Hausdieb und Mordbrenner Johann Christian Höppler am 15. August 1786 auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Der 29jährige, aus Landsberg a. d. Warthe gebürtige Bediente des Kriegsrats Risch hatte in dessen Wohnung, und zwar in dem Hause des Herrn Geheimen Rats Westphal am Kupfergraben, behufs Verdeckung eines von ihm begangenen Diebstahls Feuer angelegt. Der durch den Brand entstandene Schaden war nicht gering; er betrug nach der geringsten Schätzung 400 Rthlr. Die Untersuchung des Verbrechens dauerte fast drei Wochen lang, bevor der Angeklagte zum Geständnis gebracht werden konnte. „Im Namen Gottes, des Königs und des Magistrats- und Stadtgerichts“ erfolgte das Urteil, daß der Delinquent durch das Feuer vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Die Strafvollstreckung geschah nicht etwa so, daß der Verbrecher an einen Pfahl gebunden auf einen Haufen von Holzschitten, den Scheiterhaufen, aufgestellt und dieser dann angezündet wurde. Der Delinquent wurde vielmehr in dessen Innern in einem umschloffenen und überdeckten Räume

auf einem Schemel angehetzt dem Feuer übergeben. Verschiedene in jenen Tagen erschienenen Stiche beleuchten die Art der Ausführung des über den Mordbrenner Höppler verhängten Urteils. Von dem großen Interesse, das man damals an der Sache nahm, zeugen zwei Flugblätter, von denen die erste, die 10-jährige Auflagen erlebte, in den Humanitätsgedanken der Zeit begründet war. Sie trug den Titel: „Bitte u. Flehen um Mitleiden gegen einen Hausdieb und Mordbrenner. Berlin 1786, P. Bourdeaux.“ Die zweite Druckchrift ist betitelt: „Lebenslauf des gewissen Bedienten Johann Christian Höppler, welcher sich des Verbrechens eines Hausdiebes und Mordbrenners schuldig gemacht hat, und dafür am 15. August 1786, nahe bei der Gerichtsstätte von Berlin, lebendig verbrannt worden ist. Nach seiner eigenen Aussage beschrieben und jungen Leuten, besonders Dienstboten zur Warnung herausgegeben.“ Diese Schrift schließt mit den Worten: „Allen Domestikanten müsse dieses Beispiel schrecklich sein! Allen müsse es den lebhaftesten Abscheu auch vor der kleinsten Untreue gegen ihre Herrschaft einflößen!“

Im Monat August 1786 war ein Leutnant von Müllendorf zu der Strafvollstreckung an Höppler kommandiert. Der mit dieser Aufgabe Betraute hat ein Verzeichnis alles dessen verfaßt, was er in diesem Falle für erforderlich hielt. Er zählt in dieser „Spezifikation derer Gerätschaften, welche zur Verbrennung des den 15. August, Dienstags früh um 6 Uhr verurteilten Delinquenten gebraucht werden zu Berlin“ nicht weniger als 26 Gegenstände auf, die er zur Vollziehung des Urteils benötigten würde. Ungemollt humoristisch wirkt es, daß unter Nr. 1 dieser „Gerätschaften“ ein „bequemer Platz“ verlangt wird!

Zur Verhütung aller etwas mittelidigen Seelen, denen das Strafurteil gegen Höppler als zu scharf erscheinen sollte und denen es nicht begrifflich sein könnte, daß König Friedrich der Große kurz vor seinem Tode eine solche scharfe Strafe genehmigt hätte, sei erwähnt, daß Höppler nicht lebendig verbrannt worden ist. Das Stadtgericht überreichte, wie stets bei Todesurteilen, seine Erkenntnis dem König mit dem Anheimstellen, „ob nicht der Inquisit vor Angündung des Scheiterhaufens, vor den Augen des Publikums und vor dem k. z. e. d. r. o. f. f. e. i. n. s. m. ö. c. h. t.“ Friedrich der Große entschied denn auch, wie bereits in früheren Fällen, in diesem Sinne.

Noch später, im Jahre 1813, wurde ein Scheiterhaufen in Berlin angezündet. Der Berliner Theaterkorrespondent des „Cotta'schen Morgenblatt für gebildete Stände“ (Nr. 150, vom 24. Juni 1813) meldet am Schlusse seiner Theaterberichterstattung: „Am 28. Mai wurden die Brandstifter Peter Horst und Luise Delitz, er dreißig, sie einundzwanzig Jahre alt, verbrannt. Beide zeigten sich bei Anhörung des Erkenntnisses am Tage vorher und auch am Tage der Exekution sehr verwegene. Er warf bei dem Eintreten in den Wagen ein Spielkarten als sein Gefangbuch (wie er sich ausdrückte) unter das Volk und am Scheiterhaufen hoch seinen Hut in die Höhe. Sie versicherten einem ihr nahe stehenden Polizeioffizier anzu, ihr schlage kein Puls stärker als sonst, und sie schloge bloß wissen, ob Horst seine Lustigkeit behielte. In wenigen Minuten war das Urteil vollzogen.“ Die Hinrichtung fand an dem genannten Tage vor dem Oranienburger Tore statt, und es hatten sich dazu Tausende von Menschen, darunter aus den höchsten Ständen eingekunden, um dem seltenen Schauspiel beizuwohnen.

Bei Vergleich der Untaten der „Altberliner Brandstifter“ mit denen der Großberliner Verbrecher unserer Zeit kann sich wohl jeder, der die Reichshauptstadt und sein Vaterland liebt, des beschämenden Gefühls nicht erwehren, daß wir es auch heute trotz aller Kulturfortschritte noch nicht so „herrlich weit“ gebracht haben, wie es unserm Hoffen und Sehnen entsprechen würde.

Ernst Frensdorff.

Ein aussterbender deutscher Vogel

Von A. Reifner.

Fernab vom Betriebe der Menschen treten wir in ein einsames Flußtal. Munter hüßt das klare Wasser über Stock und Stein, durch Weiden und Bald. Unzählige Fische tummeln sich darin. Da, an einer Biegung des Weges, seht wir vor uns in dem seichten Flußlein einen seltsam großen, grauen Vogel stehen, leider läßt er uns kaum Zeit, ihn hier näher zu beobachten. Mit hastigem Flügelschlag steigt er auf und streicht ab. Eben noch können wir de. scharf umschloffenen und überdeckten Räume

aus einem Schemel angehetzt dem Feuer übergeben. Verschiedene in jenen Tagen erschienenen Stiche beleuchten die Art der Ausführung des über den Mordbrenner Höppler verhängten Urteils. Von dem großen Interesse, das man damals an der Sache nahm, zeugen zwei Flugblätter, von denen die erste, die 10-jährige Auflagen erlebte, in den Humanitätsgedanken der Zeit begründet war. Sie trug den Titel: „Bitte u. Flehen um Mitleiden gegen einen Hausdieb und Mordbrenner. Berlin 1786, P. Bourdeaux.“ Die zweite Druckchrift ist betitelt: „Lebenslauf des gewissen Bedienten Johann Christian Höppler, welcher sich des Verbrechens eines Hausdiebes und Mordbrenners schuldig gemacht hat, und dafür am 15. August 1786, nahe bei der Gerichtsstätte von Berlin, lebendig verbrannt worden ist. Nach seiner eigenen Aussage beschrieben und jungen Leuten, besonders Dienstboten zur Warnung herausgegeben.“ Diese Schrift schließt mit den Worten: „Allen Domestikanten müsse dieses Beispiel schrecklich sein! Allen müsse es den lebhaftesten Abscheu auch vor der kleinsten Untreue gegen ihre Herrschaft einflößen!“

Im Monat August 1786 war ein Leutnant von Müllendorf zu der Strafvollstreckung an Höppler kommandiert. Der mit dieser Aufgabe Betraute hat ein Verzeichnis alles dessen verfaßt, was er in diesem Falle für erforderlich hielt. Er zählt in dieser „Spezifikation derer Gerätschaften, welche zur Verbrennung des den 15. August, Dienstags früh um 6 Uhr verurteilten Delinquenten gebraucht werden zu Berlin“ nicht weniger als 26 Gegenstände auf, die er zur Vollziehung des Urteils benötigten würde. Ungemollt humoristisch wirkt es, daß unter Nr. 1 dieser „Gerätschaften“ ein „bequemer Platz“ verlangt wird!

Zur Verhütung aller etwas mittelidigen Seelen, denen das Strafurteil gegen Höppler als zu scharf erscheinen sollte und denen es nicht begrifflich sein könnte, daß König Friedrich der Große kurz vor seinem Tode eine solche scharfe Strafe genehmigt hätte, sei erwähnt, daß Höppler nicht lebendig verbrannt worden ist. Das Stadtgericht überreichte, wie stets bei Todesurteilen, seine Erkenntnis dem König mit dem Anheimstellen, „ob nicht der Inquisit vor Angündung des Scheiterhaufens, vor den Augen des Publikums und vor dem k. z. e. d. r. o. f. f. e. i. n. s. m. ö. c. h. t.“ Friedrich der Große entschied denn auch, wie bereits in früheren Fällen, in diesem Sinne.

Noch später, im Jahre 1813, wurde ein Scheiterhaufen in Berlin angezündet. Der Berliner Theaterkorrespondent des „Cotta'schen Morgenblatt für gebildete Stände“ (Nr. 150, vom 24. Juni 1813) meldet am Schlusse seiner Theaterberichterstattung: „Am 28. Mai wurden die Brandstifter Peter Horst und Luise Delitz, er dreißig, sie einundzwanzig Jahre alt, verbrannt. Beide zeigten sich bei Anhörung des Erkenntnisses am Tage vorher und auch am Tage der Exekution sehr verwegene. Er warf bei dem Eintreten in den Wagen ein Spielkarten als sein Gefangbuch (wie er sich ausdrückte) unter das Volk und am Scheiterhaufen hoch seinen Hut in die Höhe. Sie versicherten einem ihr nahe stehenden Polizeioffizier anzu, ihr schlage kein Puls stärker als sonst, und sie schloge bloß wissen, ob Horst seine Lustigkeit behielte. In wenigen Minuten war das Urteil vollzogen.“ Die Hinrichtung fand an dem genannten Tage vor dem Oranienburger Tore statt, und es hatten sich dazu Tausende von Menschen, darunter aus den höchsten Ständen eingekunden, um dem seltenen Schauspiel beizuwohnen.

Bei Vergleich der Untaten der „Altberliner Brandstifter“ mit denen der Großberliner Verbrecher unserer Zeit kann sich wohl jeder, der die Reichshauptstadt und sein Vaterland liebt, des beschämenden Gefühls nicht erwehren, daß wir es auch heute trotz aller Kulturfortschritte noch nicht so „herrlich weit“ gebracht haben, wie es unserm Hoffen und Sehnen entsprechen würde.

Ernst Frensdorff.

Ein aussterbender deutscher Vogel

Von A. Reifner.

Fernab vom Betriebe der Menschen treten wir in ein einsames Flußtal. Munter hüßt das klare Wasser über Stock und Stein, durch Weiden und Bald. Unzählige Fische tummeln sich darin. Da, an einer Biegung des Weges, seht wir vor uns in dem seichten Flußlein einen seltsam großen, grauen Vogel stehen, leider läßt er uns kaum Zeit, ihn hier näher zu beobachten. Mit hastigem Flügelschlag steigt er auf und streicht ab. Eben noch können wir de. scharf umschloffenen und überdeckten Räume

schonabgelagert Kopf trägt, erkennen; dann ist der Vogel verschwunden. Immer seltener und seltener ist uns dieser Anblick vergönnt. Denn dieser Vogel ist in Deutschland im Aussterben begriffen. Es ist der Fischreiher, der in unserer Heimat allmählich selten geworden ist. In früheren Zeiten bewohnte er fast alle wasser- und fischreichen Gegenden unseres Vaterlandes. Jetzt hat er sich aus weiten Landstrichen zurückgezogen. Die Schuld daran trägt in erster Linie die starke, durch ausgelegte Belohnungen an den Ende des vorigen Jahrhunderts betriebene Jagd. So wurden zum Beispiel in Württemberg in fünf Wochen Belohnungen für 1572 erlegte Reiher ausgezahlt, eine gewaltige Anzahl, wenn man bedenkt, daß damals der ganze Bestand an Fischreitern in Deutschland auf höchstens 2500 Brutpaare geschätzt wurde. Vor einigen hundert Jahren stand der Fischreiher noch in ganz anderem Ansehen als heute. Damals wurden die für das „Fischerpiel“ unentbehrlichen Vögel sogar besonders beschützt und gehegt. Es wurden unter anderem heizbare Reiherbüten gebaut; man richtete künstliche Reiherheide ein, indem man geeignetes Aderland überschwemmte und mit Weiden und Aufwuchs überpflanzte. Die Reiherheide, bei der abgerichtete Falken auf den Reiher losgelassen wurden, war eine sehr beliebte Unterhaltung der Jäger.

Warum wird denn der Reiher in unserer Zeit so wenig geschätzt? Wodurch wird er so schädlich, daß man ihn unablässig nachstellt? Die kurze Antwort lautet: weil Fische seine Hauptnahrung bilden. Daneben verzehrt er noch manche andere Tiere, vor allem Insekten (Libellen, Heuschrecken und dergleichen), Frösche und Kräutchen, hier und da auch einen kleinen Vogel. Ferner fängt er eifrig Mäuse und Ratten. Zu manchen Zeiten bilden diese schädlichen Nager sogar den größten Teil seiner Nahrung, wie die aus unverbauten Kesten bestehende, von Zeit zu Zeit ausgewirkten Gewölle zeigen. Des Fischreiters ganzer Körperbau weist darauf hin, daß der Vogel für den Fischfang besonders gut eingerichtet ist. Fast unbeweglich steht er im seichten Wasser oder schreitet langsam und lautlos dahin. Seine langen Beine sind dazu trefflich geeignet. Die Farbe seines Gefieders verleiht dem ruhigen Vogel kaum den Schein, er sei unterseits vorwiegend weiß, oben mehr oder weniger aschgrau mit dunkleren Schwingen. Als besondere Fierde trägt das erwachsene Männchen am Hinterkopf und Brust einige lange gerschliffene Federn. Erstere sind blauschwarz, letztere weiß. So regungslos der Reiher dasteht, so lebhaft sind die blühenden gelben Augen aufs Wasser gerichtet. Haben sie ein Fischlein erspäht, dann wird der sonst zurückgebogene lange Hals vor geschwemmt und ein Pfeil fährt der spitze Schnabel ins Wasser, um die Beute zu fassen. Auch der schlüpfrige Fisch wird von dem schneidenden scharfen, nach vorn zu mit Sägezähnen ausgestatteten Schnabelrandern sicher gepackt und mit dem Kopf voran ungerührt verschlungen. Am eifrigsten liegt der Vogel am Abend und Morgen seinem Fischerbandwerk ob. Im Uferschilf umherwaten sieht man den scheuen Vogel nur selten.

Dem Menschen begegnet der Reiher mit nicht unbegründetem Mißtrauen und weicht ihm meist auf große Entfernung aus. Wenn sich mehrere Reiher an einem Orte aufhalten, so wie schon Verfolgung erfahren haben, stellen sie einen von ihnen an einem größeren Umschau bietenden Platz als Wachtposten auf. Bei heißer Witterung ist der Reiher gewöhnlich recht träge, bei bedrohlichem Regenwetter wird er unruhig. Dann vernimmt man häufig seine Stimme, ein unangenehm kreischendes „Chräch“.

Zähmen läßt sich ein alter Reiher sehr schwer. Er stirbt meist nach kurzer Zeit den freimüßigen Hungertod. Tritt jemand in den Raum, in dem er gehalten wird, so träubt er seine Federn, vor allem am Kopf, börtig in die Höhe, erhebt mit leicht geöffnetem Schnabel ein geralltes Geschrei und sucht empfindliche Stöße auszuheilen. Befindet sich der Vogel in Ruhe, so macht er äußerlich einen etwas gelangweilten Eindruck.

Das Brutgeschäft nimmt der Reiher gewöhnlich mit zahlreichen Artgenossen zusammen in Reiherhorsten vor. Manche Reiherhorste sind schon seit Jahrhunderten bekannt. Zur Anlage einer solchen Brutkolonie wird ein hochstammiger Ball in der Nähe eines fischreichen Gewässers benutzt. Von Ende März an sieht man die alten Vögel ihre Nester bauen oder die vorjährigen ausbessern. Dazu benutzen sie dürre Stöcke und Reisern, nach oben zu Stengel und Blätter, innen auch Haare und Federn. Oft befinden sich mehrere Horste auf einem Baum. Ende April kann man die drei bis vier grünen Eier finden, die in etwa sechsundzwanzig Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen

schonabgelagert Kopf trägt, erkennen; dann ist der Vogel verschwunden. Immer seltener und seltener ist uns dieser Anblick vergönnt. Denn dieser Vogel ist in Deutschland im Aussterben begriffen. Es ist der Fischreiher, der in unserer Heimat allmählich selten geworden ist. In früheren Zeiten bewohnte er fast alle wasser- und fischreichen Gegenden unseres Vaterlandes. Jetzt hat er sich aus weiten Landstrichen zurückgezogen. Die Schuld daran trägt in erster Linie die starke, durch ausgelegte Belohnungen an den Ende des vorigen Jahrhunderts betriebene Jagd. So wurden zum Beispiel in Württemberg in fünf Wochen Belohnungen für 1572 erlegte Reiher ausgezahlt, eine gewaltige Anzahl, wenn man bedenkt, daß damals der ganze Bestand an Fischreitern in Deutschland auf höchstens 2500 Brutpaare geschätzt wurde. Vor einigen hundert Jahren stand der Fischreiher noch in ganz anderem Ansehen als heute. Damals wurden die für das „Fischerpiel“ unentbehrlichen Vögel sogar besonders beschützt und gehegt. Es wurden unter anderem heizbare Reiherbüten gebaut; man richtete künstliche Reiherheide ein, indem man geeignetes Aderland überschwemmte und mit Weiden und Aufwuchs überpflanzte. Die Reiherheide, bei der abgerichtete Falken auf den Reiher losgelassen wurden, war eine sehr beliebte Unterhaltung der Jäger.

Warum wird denn der Reiher in unserer Zeit so wenig geschätzt? Wodurch wird er so schädlich, daß man ihn unablässig nachstellt? Die kurze Antwort lautet: weil Fische seine Hauptnahrung bilden. Daneben verzehrt er noch manche andere Tiere, vor allem Insekten (Libellen, Heuschrecken und dergleichen), Frösche und Kräutchen, hier und da auch einen kleinen Vogel. Ferner fängt er eifrig Mäuse und Ratten. Zu manchen Zeiten bilden diese schädlichen Nager sogar den größten Teil seiner Nahrung, wie die aus unverbauten Kesten bestehende, von Zeit zu Zeit ausgewirkten Gewölle zeigen. Des Fischreiters ganzer Körperbau weist darauf hin, daß der Vogel für den Fischfang besonders gut eingerichtet ist. Fast unbeweglich steht er im seichten Wasser oder schreitet langsam und lautlos dahin. Seine langen Beine sind dazu trefflich geeignet. Die Farbe seines Gefieders verleiht dem ruhigen Vogel kaum den Schein, er sei unterseits vorwiegend weiß, oben mehr oder weniger aschgrau mit dunkleren Schwingen. Als besondere Fierde trägt das erwachsene Männchen am Hinterkopf und Brust einige lange gerschliffene Federn. Erstere sind blauschwarz, letztere weiß. So regungslos der Reiher dasteht, so lebhaft sind die blühenden gelben Augen aufs Wasser gerichtet. Haben sie ein Fischlein erspäht, dann wird der sonst zurückgebogene lange Hals vor geschwemmt und ein Pfeil fährt der spitze Schnabel ins Wasser, um die Beute zu fassen. Auch der schlüpfrige Fisch wird von dem schneidenden scharfen, nach vorn zu mit Sägezähnen ausgestatteten Schnabelrandern sicher gepackt und mit dem Kopf voran ungerührt verschlungen. Am eifrigsten liegt der Vogel am Abend und Morgen seinem Fischerbandwerk ob. Im Uferschilf umherwaten sieht man den scheuen Vogel nur selten.

Dem Menschen begegnet der Reiher mit nicht unbegründetem Mißtrauen und weicht ihm meist auf große Entfernung aus. Wenn sich mehrere Reiher an einem Orte aufhalten, so wie schon Verfolgung erfahren haben, stellen sie einen von ihnen an einem größeren Umschau bietenden Platz als Wachtposten auf. Bei heißer Witterung ist der Reiher gewöhnlich recht träge, bei bedrohlichem Regenwetter wird er unruhig. Dann vernimmt man häufig seine Stimme, ein unangenehm kreischendes „Chräch“.

Zähmen läßt sich ein alter Reiher sehr schwer. Er stirbt meist nach kurzer Zeit den freimüßigen Hungertod. Tritt jemand in den Raum, in dem er gehalten wird, so träubt er seine Federn, vor allem am Kopf, börtig in die Höhe, erhebt mit leicht geöffnetem Schnabel ein geralltes Geschrei und sucht empfindliche Stöße auszuheilen. Befindet sich der Vogel in Ruhe, so macht er äußerlich einen etwas gelangweilten Eindruck.

schonabgelagert Kopf trägt, erkennen; dann ist der Vogel verschwunden. Immer seltener und seltener ist uns dieser Anblick vergönnt. Denn dieser Vogel ist in Deutschland im Aussterben begriffen. Es ist der Fischreiher, der in unserer Heimat allmählich selten geworden ist. In früheren Zeiten bewohnte er fast alle wasser- und fischreichen Gegenden unseres Vaterlandes. Jetzt hat er sich aus weiten Landstrichen zurückgezogen. Die Schuld daran trägt in erster Linie die starke, durch ausgelegte Belohnungen an den Ende des vorigen Jahrhunderts betriebene Jagd. So wurden zum Beispiel in Württemberg in fünf Wochen Belohnungen für 1572 erlegte Reiher ausgezahlt, eine gewaltige Anzahl, wenn man bedenkt, daß damals der ganze Bestand an Fischreitern in Deutschland auf höchstens 2500 Brutpaare geschätzt wurde. Vor einigen hundert Jahren stand der Fischreiher noch in ganz anderem Ansehen als heute. Damals wurden die für das „Fischerpiel“ unentbehrlichen Vögel sogar besonders beschützt und gehegt. Es wurden unter anderem heizbare Reiherbüten gebaut; man richtete künstliche Reiherheide ein, indem man geeignetes Aderland überschwemmte und mit Weiden und Aufwuchs überpflanzte. Die Reiherheide, bei der abgerichtete Falken auf den Reiher losgelassen wurden, war eine sehr beliebte Unterhaltung der Jäger.

Warum wird denn der Reiher in unserer Zeit so wenig geschätzt? Wodurch wird er so schädlich, daß man ihn unablässig nachstellt? Die kurze Antwort lautet: weil Fische seine Hauptnahrung bilden. Daneben verzehrt er noch manche andere Tiere, vor allem Insekten (Libellen, Heuschrecken und dergleichen), Frösche und Kräutchen, hier und da auch einen kleinen Vogel. Ferner fängt er eifrig Mäuse und Ratten. Zu manchen Zeiten bilden diese schädlichen Nager sogar den größten Teil seiner Nahrung, wie die aus unverbauten Kesten bestehende, von Zeit zu Zeit ausgewirkten Gewölle zeigen. Des Fischreiters ganzer Körperbau weist darauf hin, daß der Vogel für den Fischfang besonders gut eingerichtet ist. Fast unbeweglich steht er im seichten Wasser oder schreitet langsam und lautlos dahin. Seine langen Beine sind dazu trefflich geeignet. Die Farbe seines Gefieders verleiht dem ruhigen Vogel kaum den Schein, er sei unterseits vorwiegend weiß, oben mehr oder weniger aschgrau mit dunkleren Schwingen. Als besondere Fierde trägt das erwachsene Männchen am Hinterkopf und Brust einige lange gerschliffene Federn. Erstere sind blauschwarz, letztere weiß. So regungslos der Reiher dasteht, so lebhaft sind die blühenden gelben Augen aufs Wasser gerichtet. Haben sie ein Fischlein erspäht, dann wird der sonst zurückgebogene lange Hals vor geschwemmt und ein Pfeil fährt der spitze Schnabel ins Wasser, um die Beute zu fassen. Auch der schlüpfrige Fisch wird von dem schneidenden scharfen, nach vorn zu mit Sägezähnen ausgestatteten Schnabelrandern sicher gepackt und mit dem Kopf voran ungerührt verschlungen. Am eifrigsten liegt der Vogel am Abend und Morgen seinem Fischerbandwerk ob. Im Uferschilf umherwaten sieht man den scheuen Vogel nur selten.

Dem Menschen begegnet der Reiher mit nicht unbegründetem Mißtrauen und weicht ihm meist auf große Entfernung aus. Wenn sich mehrere Reiher an einem Orte aufhalten, so wie schon Verfolgung erfahren haben, stellen sie einen von ihnen an einem größeren Umschau bietenden Platz als Wachtposten auf. Bei heißer Witterung ist der Reiher gewöhnlich recht träge, bei bedrohlichem Regenwetter wird er unruhig. Dann vernimmt man häufig seine Stimme, ein unangenehm kreischendes „Chräch“.

Zähmen läßt sich ein alter Reiher sehr schwer. Er stirbt meist nach kurzer Zeit den freimüßigen Hungertod. Tritt jemand in den Raum, in dem er gehalten wird, so träubt er seine Federn, vor allem am Kopf, börtig in die Höhe, erhebt mit leicht geöffnetem Schnabel ein geralltes Geschrei und sucht empfindliche Stöße auszuheilen. Befindet sich der Vogel in Ruhe, so macht er äußerlich einen etwas gelangweilten Eindruck.

Das Brutgeschäft nimmt der Reiher gewöhnlich mit zahlreichen Artgenossen zusammen in Reiherhorsten vor. Manche Reiherhorste sind schon seit Jahrhunderten bekannt. Zur Anlage einer solchen Brutkolonie wird ein hochstammiger Ball in der Nähe eines fischreichen Gewässers benutzt. Von Ende März an sieht man die alten Vögel ihre Nester bauen oder die vorjährigen ausbessern. Dazu benutzen sie dürre Stöcke und Reisern, nach oben zu Stengel und Blätter, innen auch Haare und Federn. Oft befinden sich mehrere Horste auf einem Baum. Ende April kann man die drei bis vier grünen Eier finden, die in etwa sechsundzwanzig Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen

schonabgelagert Kopf trägt, erkennen; dann ist der Vogel verschwunden. Immer seltener und seltener ist uns dieser Anblick vergönnt. Denn dieser Vogel ist in Deutschland im Aussterben begriffen. Es ist der Fischreiher, der in unserer Heimat allmählich selten geworden ist. In früheren Zeiten bewohnte er fast alle wasser- und fischreichen Gegenden unseres Vaterlandes. Jetzt hat er sich aus weiten Landstrichen zurückgezogen. Die Schuld daran trägt in erster Linie die starke, durch ausgelegte Belohnungen an den Ende des vorigen Jahrhunderts betriebene Jagd. So wurden zum Beispiel in Württemberg in fünf Wochen Belohnungen für 1572 erlegte Reiher ausgezahlt, eine gewaltige Anzahl, wenn man bedenkt, daß damals der ganze Bestand an Fischreitern in Deutschland auf höchstens 2500 Brutpaare geschätzt wurde. Vor einigen hundert Jahren stand der Fischreiher noch in ganz anderem Ansehen als heute. Damals wurden die für das „Fischerpiel“ unentbehrlichen Vögel sogar besonders beschützt und gehegt. Es wurden unter anderem heizbare Reiherbüten gebaut; man richtete künstliche Reiherheide ein, indem man geeignetes Aderland überschwemmte und mit Weiden und Aufwuchs überpflanzte. Die Reiherheide, bei der abgerichtete Falken auf den Reiher losgelassen wurden, war eine sehr beliebte Unterhaltung der Jäger.

Warum wird denn der Reiher in unserer Zeit so wenig geschätzt? Wodurch wird er so schädlich, daß man ihn unablässig nachstellt? Die kurze Antwort lautet: weil Fische seine Hauptnahrung bilden. Daneben verzehrt er noch manche andere Tiere, vor allem Insekten (Libellen, Heuschrecken und dergleichen), Frösche und Kräutchen, hier und da auch einen kleinen Vogel. Ferner fängt er eifrig Mäuse und Ratten. Zu manchen Zeiten bilden diese schädlichen Nager sogar den größten Teil seiner Nahrung, wie die aus unverbauten Kesten bestehende, von Zeit zu Zeit ausgewirkten Gewölle zeigen. Des Fischreiters ganzer Körperbau weist darauf hin, daß der Vogel für den Fischfang besonders gut eingerichtet ist. Fast unbeweglich steht er im seichten Wasser oder schreitet langsam und lautlos dahin. Seine langen Beine sind dazu trefflich geeignet. Die Farbe seines Gefieders verleiht dem ruhigen Vogel kaum den Schein, er sei unterseits vorwiegend weiß, oben mehr oder weniger aschgrau mit dunkleren Schwingen. Als besondere Fierde trägt das erwachsene Männchen am Hinterkopf und Brust einige lange gerschliffene Federn. Erstere sind blauschwarz, letztere weiß. So regungslos der Reiher dasteht, so lebhaft sind die blühenden gelben Augen aufs Wasser gerichtet. Haben sie ein Fischlein erspäht, dann wird der sonst zurückgebogene lange Hals vor geschwemmt und ein Pfeil fährt der spitze Schnabel ins Wasser, um die Beute zu fassen. Auch der schlüpfrige Fisch wird von dem schneidenden scharfen, nach vorn zu mit Sägezähnen ausgestatteten Schnabelrandern sicher gepackt und mit dem Kopf voran ungerührt verschlungen. Am eifrigsten liegt der Vogel am Abend und Morgen seinem Fischerbandwerk ob. Im Uferschilf umherwaten sieht man den scheuen Vogel nur selten.

Dem Menschen begegnet der Reiher mit nicht unbegründetem Mißtrauen und weicht ihm meist auf große Entfernung aus. Wenn sich mehrere Reiher an einem Orte aufhalten, so wie schon Verfolgung erfahren haben, stellen sie einen von ihnen an einem größeren Umschau bietenden Platz als Wachtposten auf. Bei heißer Witterung ist der Reiher gewöhnlich recht träge, bei bedrohlichem Regenwetter wird er unruhig. Dann vernimmt man häufig seine Stimme, ein unangenehm kreischendes „Chräch“.

Zähmen läßt sich ein alter Reiher sehr schwer. Er stirbt meist nach kurzer Zeit den freimüßigen Hungertod. Tritt jemand in den Raum, in dem er gehalten wird, so träubt er seine Federn, vor allem am Kopf, börtig in die Höhe, erhebt mit leicht geöffnetem Schnabel ein geralltes Geschrei und sucht empfindliche Stöße auszuheilen. Befindet sich der Vogel in Ruhe, so macht er äußerlich einen etwas gelangweilten Eindruck.

Das Brutgeschäft nimmt der Reiher gewöhnlich mit zahlreichen Artgenossen zusammen in Reiherhorsten vor. Manche Reiherhorste sind schon seit Jahrhunderten bekannt. Zur Anlage einer solchen Brutkolonie wird ein hochstammiger Ball in der Nähe eines fischreichen Gewässers benutzt. Von Ende März an sieht man die alten Vögel ihre Nester bauen oder die vorjährigen ausbessern. Dazu benutzen sie dürre Stöcke und Reisern, nach oben zu Stengel und Blätter, innen auch Haare und Federn. Oft befinden sich mehrere Horste auf einem Baum. Ende April kann man die drei bis vier grünen Eier finden, die in etwa sechsundzwanzig Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen

schonabgelagert Kopf trägt, erkennen; dann ist der Vogel verschwunden. Immer seltener und seltener ist uns dieser Anblick vergönnt. Denn dieser Vogel ist in Deutschland im Aussterben begriffen. Es ist der Fischreiher, der in unserer Heimat allmählich selten geworden ist. In früheren Zeiten bewohnte er fast alle wasser- und fischreichen Gegenden unseres Vaterlandes. Jetzt hat er sich aus weiten Landstrichen zurückgezogen. Die Schuld daran trägt in erster Linie die starke, durch ausgelegte Belohnungen an den Ende des vorigen Jahrhunderts betriebene Jagd. So wurden zum Beispiel in Württemberg in fünf Wochen Belohnungen für 1572 erlegte Reiher ausgezahlt, eine gewaltige Anzahl, wenn man bedenkt, daß damals der ganze Bestand an Fischreitern in Deutschland auf höchstens 2500 Brutpaare geschätzt wurde. Vor einigen hundert Jahren stand der Fischreiher noch in ganz anderem Ansehen als heute. Damals wurden die für das „Fischerpiel“ unentbehrlichen Vögel sogar besonders beschützt und gehegt. Es wurden unter anderem heizbare Reiherbüten gebaut; man richtete künstliche Reiherheide ein, indem man geeignetes Aderland überschwemmte und mit Weiden und Aufwuchs überpflanzte. Die Reiherheide, bei der abgerichtete Falken auf den Reiher losgelassen wurden, war eine sehr beliebte Unterhaltung der Jäger.

schonabgelagert Kopf trägt, erkennen; dann ist der Vogel verschwunden. Immer seltener und seltener ist uns dieser Anblick vergönnt. Denn dieser Vogel ist in Deutschland im Aussterben begriffen. Es ist der Fischreiher, der in unserer Heimat allmählich selten geworden ist. In früheren Zeiten bewohnte er fast alle wasser- und fischreichen Gegenden unseres Vaterlandes. Jetzt hat er sich aus weiten Landstrichen zurückgezogen. Die Schuld daran trägt in erster Linie die starke, durch ausgelegte Belohnungen an den Ende des vorigen Jahrhunderts betriebene Jagd. So wurden zum Beispiel in Württemberg in fünf Wochen Belohnungen für 1572 erlegte Reiher ausgezahlt, eine gewaltige Anzahl, wenn man bedenkt, daß damals der ganze Bestand an Fischreitern in Deutschland auf höchstens 2500 Brutpaare geschätzt wurde. Vor einigen hundert Jahren stand der Fischreiher noch in ganz anderem Ansehen als heute. Damals wurden die für das „Fischerpiel“ unentbehrlichen Vögel sogar besonders beschützt und gehegt. Es wurden unter anderem heizbare Reiherbüten gebaut; man richtete künstliche Reiherheide ein, indem man geeignetes Aderland überschwemmte und mit Weiden und Aufwuchs überpflanzte. Die Reiherheide, bei der abgerichtete Falken auf den Reiher losgelassen wurden, war eine sehr beliebte Unterhaltung der Jäger.

Warum wird denn der Reiher in unserer Zeit so wenig geschätzt? Wodurch wird er so schädlich, daß man ihn unablässig nachstellt? Die kurze Antwort lautet: weil Fische seine Hauptnahrung bilden. Daneben verzehrt er noch manche andere Tiere, vor allem Insekten (Libellen, Heuschrecken und dergleichen), Frösche und Kräutchen, hier und da auch einen kleinen Vogel. Ferner fängt er eifrig Mäuse und Ratten. Zu manchen Zeiten bilden diese schädlichen Nager sogar den größten Teil seiner Nahrung, wie die aus unverbauten Kesten bestehende, von Zeit zu Zeit ausgewirkten Gewölle zeigen. Des Fischreiters ganzer Körperbau weist darauf hin, daß der Vogel für den Fischfang besonders gut eingerichtet ist. Fast unbeweglich steht er im seichten Wasser oder schreitet langsam und lautlos dahin. Seine langen Beine sind dazu trefflich geeignet. Die Farbe seines Gefieders verleiht dem ruhigen Vogel kaum den Schein, er sei unterseits vorwiegend weiß, oben mehr oder weniger aschgrau mit dunkleren Schwingen. Als besondere Fierde trägt das erwachsene Männchen am Hinterkopf und Brust einige lange gerschliffene Federn. Erstere sind blauschwarz, letztere weiß. So regungslos der Reiher dasteht, so lebhaft sind die blühenden gelben Augen aufs Wasser gerichtet. Haben sie ein Fischlein erspäht, dann wird der sonst zurückgebogene lange Hals vor geschwemmt und ein Pfeil fährt der spitze Schnabel ins Wasser, um die Beute zu fassen. Auch der schlüpfrige Fisch wird von dem schneidenden scharfen, nach vorn zu mit Sägezähnen ausgestatteten Schnabelrandern sicher gepackt und mit dem Kopf voran ungerührt verschlungen. Am eifrigsten liegt der Vogel am Abend und Morgen seinem Fischerbandwerk ob. Im Uferschilf umherwaten sieht man den scheuen Vogel nur selten.

Dem Menschen begegnet der Reiher mit nicht unbegründetem Mißtrauen und weicht ihm meist auf große Entfernung aus. Wenn sich mehrere Reiher an einem Orte aufhalten, so wie schon Verfolgung erfahren haben, stellen sie einen von ihnen an einem größeren Umschau bietenden Platz als Wachtposten auf. Bei heißer Witterung ist der Reiher gewöhnlich recht träge, bei bedrohlichem Regenwetter wird er unruhig. Dann vernimmt man häufig seine Stimme, ein unangenehm kreischendes „Chräch“.

Zähmen läßt sich ein alter Reiher sehr schwer. Er stirbt meist nach kurzer Zeit den freimüßigen Hungertod. Tritt jemand in den Raum, in dem er gehalten wird, so träubt er seine Federn, vor allem am Kopf, börtig in die Höhe, erhebt mit leicht geöffnetem Schnabel ein geralltes Geschrei und sucht empfindliche Stöße auszuheilen. Befindet sich der Vogel in Ruhe, so macht er äußerlich einen etwas gelangweilten Eindruck.

Das Brutgeschäft nimmt der Reiher gewöhnlich mit zahlreichen Artgenossen zusammen in Reiherhorsten vor. Manche Reiherhorste sind schon seit Jahrhunderten bekannt. Zur Anlage einer solchen Brutkolonie wird ein hochstammiger Ball in der Nähe eines fischreichen Gewässers benutzt. Von Ende März an sieht man die alten Vögel ihre Nester bauen oder die vorjährigen ausbessern. Dazu benutzen sie dürre Stöcke und Reisern, nach oben zu Stengel und Blätter, innen auch Haare und Federn. Oft befinden sich mehrere Horste auf einem Baum. Ende April kann man die drei bis vier grünen Eier finden, die in etwa sechsundzwanzig Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen

schonabgelagert Kopf trägt, erkennen; dann ist der Vogel verschwunden. Immer seltener und seltener ist uns dieser Anblick vergönnt. Denn dieser Vogel ist in Deutschland im Aussterben